



Internationales Journalisten-Kolleg International Center for Journalism

Freie Universität



Berlin



50 Jahre nach dem Mauerbau:
Wie sollen wir erinnern?

Journalisten International
Publikationen 2011

Inhalt

50 Jahre nach dem Mauerbau: Wie sollen wir erinnern?	3
TATIANA EZUS „Ostalgie? Geh´ mal nach Hohenschönhausen!“ Eine Führung durch das Stasi-Gefängnis mit einem ehemaligen Häftling	4
POLINA MANDRIK „Die Deutschen hatten genug eigene Probleme“ Für viele Russlanddeutsche ist die Integration in der Heimat ihrer Vorfahren schwierig	7
NATALIA ROBUL Bunte Farben erinnern an dunkle Zeiten Die 1,3 Kilometer lange East Side Gallery zieht Touristen aus aller Welt an	11
IRYNA SHPAKOUSKAYA „Die Menschen reagieren allergisch auf den Begriff Sozialismus“ Die Partei „Die Linke“ plagen Nachwuchssorgen / Verluste bei der Berliner Abgeordnetenhaus-Wahl	14
DARIA BOBROVSKAYA Ost-West-Trennung: Geschichte mit einem Happy-End An der Gedenkstätte Berliner Mauer ist die Zeit der Teilung noch gegenwärtig	17
ANASTASIA FILIMONOVA Montagsdemonstrationen vereinten Christen und Nichtchristen Die evangelische Kirche spielte eine zentrale Rolle beim Mauerfall	21
ALEXANDRA POBLINKOWA Ein Land mit zwei Gesellschaften? 21 Jahre nach der Einheit gibt es noch immer Unterschiede zwischen Ost und West	23
ALEXANDER WERWEKIN Nachbarn aus zwei Staaten Elke Kielberg und Harry Kirschnick wuchsen beide in der Bernauer Straße auf: Sie in der Bundesrepublik, er in der DDR	27

50 Jahre nach dem Mauerbau: Wie sollen wir erinnern?

Anlässlich des 50. Jahrestags des Mauerbaus am 13. August 2011 riefen Politiker dazu auf, die Erinnerung an die Zeit der Teilung aufrecht zu erhalten. Die Auseinandersetzung mit der politischen Verfolgung und Unterdrückung in der kommunistischen Diktatur sei heilsam und müsse fortgesetzt werden.

Doch wie sollen die Deutschen sich erinnern? Welche Unterschiede gibt es im Vergleich zu Aufarbeitung und Erinnerungskultur in Russland und anderen GUS-Staaten? Die Stipendiaten des 25. Durchgangs des Programms Journalisten International haben sich in einer Reihe von Artikeln mit diesen Fragen auseinandergesetzt.

„Ostalgie? Geh´ mal nach Hohenschönhausen!“

Eine Führung durch das Stasi-Gefängnis mit einem ehemaligen Häftling

TATIANA EZUS

Was passiert 21 Jahre nach der Wiedervereinigung Deutschlands auf dem Gebiet, das zu DDR- Zeiten auf keinem Stadtplan zu sehen war?

„Ich bin ins Gefängnis gefahren“, sagte ich meinen erstaunten Freunden.

Heute kann man Hohenschönhausen auf dem Stadtplan finden. Typisch sowjetische Plattenbauten in der Nähe. Das Territorium vom Gefängnis selbst bleibt bis heute Sperrgebiet. Gitter, Wachmänner. Früher wurde man nicht gefragt, ob man da rein möchte. Heute soll man sich vorher anmelden. Und viele möchten wirklich rein. Überall Touristenbusse. Eine ganze Menge von Schülern und Schülerinnen vor dem Eingang. Ich bin heute bei einer öffentlichen Führung dabei.

„Ich war hier von Ende März bis Anfang November 1985 zu Gast“, sagt ein weißhaariger Mann. Gilbert Furian wurde am 27. März 1985 verhaftet und ins Gefängnis Berlin-Hohenschönhausen gebracht. Seine kritische Haltung zur DDR brachte ihn auf die Idee, Punks aus Ost-Berlin zu interviewen. Die Interviewsammlung ließ er drucken, verteilte sie an Freunde und wollte sie auch nach West-Berlin schmuggeln. „Ich habe meiner Mutter 80 Flugblätter gegeben, ich dachte nicht, dass sie sie an der Grenze finden werden.“ Mit diesen Worten nimmt Furian ebendieselbe Mappe mit zahlreichen Interviews und Fotos von Punks aus der Ledertasche. Jeder von uns kann ein bisschen Geschichte mit eigenen Händen anfassen. Wegen dieser „verdächtigen“ Mappe wurde Furian vom Sicherheitsdienst „Schreiber“ genannt und drei Monate lang beobachtet. „Schreiber ist 12.35 Uhr aus dem Haus 3 gegangen. Etwa 1 Minute in brauner Ledertasche herumgekrämt...“, zitiert der ehemalige Gefangene aus seinem Beobachtungsbericht. Schließlich wurde Furian von seinem Arbeitsplatz weggebracht und später wegen „Anfertigung von Aufzeichnungen, die geeignet sind, den Interessen der DDR zu schaden“ verurteilt.

Hotel der ewigen Lampen

Vom schönen Wetter weg gehen wir ins Kellergefängnis hinunter, in das so genannte „U-Boot“. Schmale Gänge, mehrere Türen mit schweren Schlössern, graue zerkratzte Betonwände, als ob Menschen sich an die Wand geklammert hätten und daran entlanggezogen wurden. „Als Hotel der ewigen Lampen“ charakterisiert der Führer das Gebäude mit traurigem Lächeln. Die Häftlinge sollten nie zwischen Tag und Nacht unterscheiden. Es fällt richtig schwer zu atmen im Keller, eine enorme Feuchtigkeit und Modergeruch hängen in der Luft. Wir sind in einer Zelle, kaum zehn Personen passen im Stehen da rein. Dort lebten aber zehn Leute. Ein langes Holzbett für alle zusammen und ein Kübel, der einmal pro Woche gereinigt wurde, das wäre der komplette Komfort. „Oh, ein Doppelbett“, scherzt leise neben mir ein Besucher, als er gerade reingekommen ist. Alle setzen sich auf das Bett. Nach einer Weile verschwindet sein Lächeln. Viel zu nah ist im Moment diese damalige „Realität“. Keine Heizung, keine Decken. Es gab inzwischen auch eine andere Möglichkeit: Der Häftling wurde gefragt, ob er eine kalte oder warme Zelle auswähle. Diejenigen, die an eine warme Zelle geglaubt

hatten, litten später unter enormer Hitze, wie in der Sauna.

Als Verhörmethode wurde man oft den ganzen Tag lang mit Füßen in eiskaltes Wasser gestellt. Die Lieblingsmethode war aber Schlafentzug. „Nach einer Woche ohne Schlafen war der Häftling bereit jedes Papier zu unterschreiben, und sogar auf Russisch“, sagt Furian. Wir sind gerade in der Stehkammer, wohin man die Gefangenen zur Beruhigung für mehrere Stunden im Dunkeln im Stehen eingesperrt hatte. Zum Glück kommt eine Gruppe von Schülern vorbei. Sie sind noch munter und laut und nehmen das Ganze eher als Spiel. „Hey, Marie, mach bitte hier ein Foto von mir..Wie so stinkt es hier so komisch?“ Aber nach 15 Minuten im „U-Boot“ hört man dieses Kichern gar nicht mehr. Die Atmosphäre unterdrückt es,



Keine Heizung, keine Decken: eine Zelle im Kellergefängnis



Gilbert Furian, ehemaliger Häftling, zeigt Besuchern die Stehkammer



Hotel der ewigen Lampen: das Kellergefängnis

es wird noch schwerer zu atmen. Wie fühlten sich die Häftlinge, wenn wir schon nach 15 Minuten so fertig sind? „Ich muss mich hinsetzen, gib mir die Jacke, ich friere“, sagt eine ältere Dame zu ihrem Sohn.

Keiner will auf den Stuhl des Stasi-Offiziers

Schließlich sind wir wieder draußen. Ich beginne frische Luft und Tageslicht wirklich zu schätzen. Unser nächster Punkt - der Neubau. Kein Keller, Gott sei Dank. Trotzdem fällt es wieder schwer zu atmen. Die Wände behalten den Geruch von Leiden für die Ewigkeit. Ich bekomme Gänsehaut. An den Wänden sind mehrere Kabel zu sehen. „Es reicht einfach einen Kontakt zu unterbrechen, dann kommt gleich Alarm.“ Außerdem leuchtet immer eine rote Lampe, wenn ein Häftling zum Verhör gebracht wird. Man sieht in der Nähe wieder eine Gruppe von Schülern, denen gerade gezeigt wird, wie es passierte. Ein Junge in der Rolle des Häftlings soll die Treppe mit dem Kopf nach links runtergehen. Die Häftlinge sollten möglichst wenig Gesichter sehen und keine Namen hören. Für einen Moment verschwindet der Junge, dann hört man gleich Gepolter und allgemeines Lachen, er ist runtergefallen.

Wir gehen weiter durch die Gänge. Einige Besucher schauen durch Gucklöcher in die Zellen rein. „Leer?“, fragt scherzhaft ein Mann seine Frau. Nächster Punkt - Verhörzimmer. Ein großer lackierter Tisch, grüne schwere Vorhänge an den Fenstern. „Jemand kann sich auf den Stuhl von Verhöroffizieren hinsetzen. Ist doch bequem!“ Der Stuhl bleibt aber die ganze Zeit frei, obwohl es keinen freien Sitz-

platz gibt. Die Verhöre dauerten manchmal einige Tage, die Offiziere arbeiteten in Schichten. Jede Einzelheit wurde protokolliert. „Meine Vermutung wäre sogar, dass die DDR sich darum auflöste, weil sie voll bis zum Hals mit ihren Protokollen und überflüssigen Informationen war“, sagt Furian lächelnd.

Bei manchen sieht man die weiße Tünche auf dem Rücken. „Oh, da sind unsere kostenlosen Souvenirs“, scherzt der Führer. Es ist Zeit Abschied zu nehmen. Die Schüler gehen ruhig, erleichtert und fast sprachlos vorbei. „Es ist eine Art von Verteidigung, wenn die Schüler am Anfang der Besichtigung lachen und sich inadäquat benehmen. Man weiß ja nicht, wie man mit dieser fremden Situation umgehen sollte. Schließlich aber, wenn sie das Territorium des Gefängnisses verlassen, sind sie schon anders als zuvor.“

Stimmen zur Gedenkstätte Hohenschönhausen

Schüler des Otto-Hahn-Gymnasiums Geesthacht: „Der Schrecken dieses Ortes muss jedem Menschen im Gedächtnis bleiben!“, „Tolle Führung! Endlich mal interessant und lebhaft. Auf jeden Fall beeindruckend, beängstigend und stimmt einen nachdenklich.“, „Zur Führung kann ich nur sagen: Wir haben heute in 1 1/2 Stunden mehr gelernt als in 2 1/2 Jahren Geschichtsunterricht!“

Anna Meyer aus Hamburg ist extra mit ihrem Sohn nach Berlin gekommen um Hohenschönhausen zu besichtigen.

„Mein Mann hat in den 60er Jahren hier im U-Boot gesessen. Jetzt ist er schon seit langem gestorben, aber ich wollte diesen Platz mit eigenen Augen sehen. In seinem ganzen Leben nach dem Gefängnis war diese Zeit für ihn wie gestern.“

Anne Dallendörfer: „Die Führung mit dem Zeitzeugen war total spannend und extrem bewegend. Ich werde jetzt jedem, der der DDR nachtrauert, raten, geh‘ mal nach Hohenschönhausen!“

Tatiana Ezus studierte Internationale Journalistik an der Südlichen Föderalen Universität in Rostow am Don. Sie ist jetzt Studentin am Unabhängigen Russisch-Deutschen Institut für Journalistik in Rostow. Tatiana arbeitet als freie Korrespondentin für verschiedene städtische Printmedien in Rostow am Don, vor allem bei der Regierungszeitung Rostow Oficialnij. Ihr Praktikum machte sie bei den Zeitungen Die Welt und Berliner Morgenpost.



„Die Deutschen hatten genug eigene Probleme“ Für viele Russlanddeutsche ist die Integration in der Heimat ihrer Vorfahren schwierig

POLINA MANDRIK

Spätaussiedler - für diesen Begriff gibt es mittlerweile viele komplizierte Definitionen. Die Zuwanderung der Deutschen, deren Vorfahren im 18. Jahrhundert auf Einladung von Katharina der Großen nach Russland kamen und dort im Laufe der Zeit eigene autonome Siedlungen gründeten, hat seit den 1950er Jahren bereits einige Wellen erlebt. Die größte Gruppe kam in den 90ern - nach dem Fall des Eisernen Vorhangs. Ganze Familien packten ihre Sachen und zogen in ein Land, von dem sie oft wenig wussten. Wie geht es ihnen nach 20 Jahren, fühlen sie sich zu Hause, mit welcher Nation identifizieren sie sich, welche Sprache sprechen sie und wie erinnern sie sich an die Vergangenheit? Über diese Themen sprach Polina Mandrik mit zwei Frauen, deren Leben sich Anfang der 90er Jahre dramatisch veränderte.

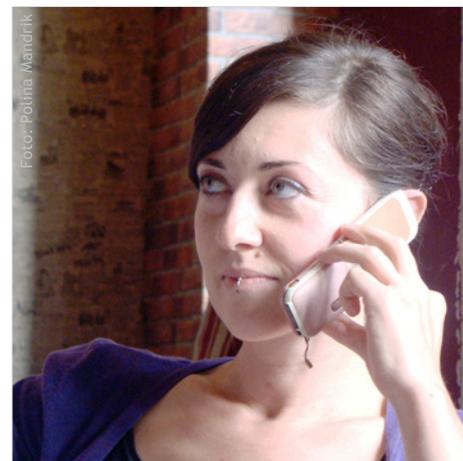
Mit den Eltern ins „Land der Mütter und Väter“: Ellen

Von dieser jungen Frau würde man kaum erwarten, dass sie in Karaganda geboren ist. Vintage-Klamotten im Pin-Up-Stil, Lippen- und Zungenpiercing, rosa Fahrrad und Kaffee-Addiction - die 34-jährige Ellen M. passt einfach zu gut zu Berlin. Deutsch spricht sie ohne Akzent und zwar besser als Russisch. Das ist nicht verwunderlich. Seit 21 Jahren wohnt sie in Deutschland - im „Land ihrer Mütter und Väter“. Dies betonte sie mehrmals während unseres Gesprächs in einem gemütlichen Cafe in Friedrichshain. „Wir haben immer die Idee gehabt, dass wir Deutsche sind, wir haben zu Hause auch Deutsch gesprochen, Weihnachten „auf Deutsch“ gefeiert. Wir waren wahnsinnig stolz darauf deutsch zu sein. Das war das, was dich von den anderen unterscheidet - das Zentrum deiner Identität.“

Ende der 80er Jahre begann die Familie sich über eine Ausreise Gedanken zu machen. Neben dem wirtschaftlichen Argument spielte noch ein Faktor eine Rolle - die Mädchen in dieser Familie sollten unbedingt deutsche Männer heiraten, und diese gab es in Kasachstan nicht genug. 1990 war es soweit, zusammen mit anderen Spätaussiedlern zog Familie M. nach Baden-Württemberg um.

Der Umzug ins Wunderland Deutschland war aber nicht so, wie Ellen es sich gewünscht hatte. „Niemand hat auf uns mit offenen Armen gewartet. Man wollte uns hier eigentlich nicht.“ Auf die Frage, wo es mehr Stigmatisierung gab - in Kasachstan als Deutsche zu leben oder in Süddeutschland als Sowjetbürger - neigt Ellen zur zweiten Variante. Sie verbindet es auch mit dem provinziellen Denken der Menschen in der ländlichen Region. Die Bevölkerung habe Angst vor hunderten Russen gehabt, die plötzlich in ihre kleinen Dörfer strömten.

Man wohnte die erste Zeit in einem sogenannten Ausländerheim, bekam Unterstützung vom Staat, die Karriere konnte man aber vergessen. Die Hochschulaus-



Geboren in Karaganda, wohnhaft in Berlin - Ellen ist froh, zwei Orte Heimat nennen zu können

bildung von Ellens Eltern wurde zwar anerkannt, das Abitur aber nicht. „So wurden meine Eltern, beide Ingenieure, die immer in Anzug und Krawatte ins Büro gingen, hier zu Fließbandarbeitern“, empört sich Ellen.

Mit der Schule war es genauso. Welchen Kenntnisstand man hatte, wurden Ellen und ihre Schwester nicht gefragt. Das Urteil lautete: Hauptschule. „Man legt die Talente brach und produziert im Endeffekt ein riesiges Kontingent an Menschen, die nichts können, weil ihnen eben nichts beigebracht wurde“, so Ellen.

Die Integration fiel auch schwer. „Die Leute mieden mich, wenn ich sagte, dass ich aus Kasachstan komme.“ Ellen zerlegte dann ihre eigene Identität und begann zu behaupten, sie komme aus Timbuktu. „Anfang der 90er war es besser aus Afrika zu stammen als aus der Sowjetunion.“

Mit 19 war Ellen klar, dass sie auf keinen Fall in Süddeutschland bleiben möchte, so zog sie nach Berlin um. Diese Entscheidung hält Ellen auch heute für hundertprozentig richtig. „Hier wurde ich endlich als Mensch betrachtet, in Süddeutschland war das nicht der Fall, man hat die ganze Zeit geguckt, ob wir Hörner oder einen Schwanz haben.“

Wie Ellen Hauptschul-, Realschulabschluss und schließlich Abitur nachgemacht hat, ist eine lange Geschichte. Endlich durfte sie studieren. In einer Branche waren die Migranten erwünscht - Sozialarbeit. Heute arbeitet Ellen in einer Beratungsstelle für Eltern schwererziehbarer Kinder. Hier kann ihre Herkunft oft helfen, da sie die Probleme von Kindern mit Migrationshintergrund besser verstehen kann.

Ob sie sich hier zu Hause fühlt - definitiv. Aber als Sowjetbürgerin. „Ich möchte diese zwölf Jahre in Kasachstan auf keinen Fall aus meiner Biografie rausstreichen. Ich bin froh und glücklich Otkjabrjonok und Pionier gewesen zu sein.“ In Kasachstan war sie aber seit 1990 nicht. „Je älter ich werde, desto stärker ist der Wunsch mal nach Karaganda zu fahren, meine Eltern propagieren dagegen: Behalte es so, wie es in den Erinnerungen war, heute ist es eine andere Stadt.“

Eine eigene Familie und Kinder sind jetzt bei Ellen keine Prioritäten. Aber wenn es dazu kommt, möchte sie ihre Kinder bilingual erziehen. Ob ihre Sprachkenntnisse aber dafür ausreichend sind, daran zweifelt Ellen.

Auf die Frage, ob sie jetzt die Entscheidung ihrer Familie vor zwanzig Jahren nach Deutschland zu kommen für richtig hält, weiß sie keine Antwort. „Rein wirtschaftlich war es richtig - die Lebensqualität ist hier wesentlich höher, aber in Kasachstan wäre mein Werdegang wahrscheinlich nicht so steinig.“ Jetzt ist aber hier ihr Zuhause. Obwohl das nicht bedeutet, dass sie ihre Zukunft unbedingt mit Deutschland verbindet. „Eher schon, aber wer weiß, ich finde Lateinamerika auch toll. Ich bin weltoffen“, sagt die junge Frau grinsend.

Auf der Suche nach dem Besten für die Tochter: Katharina

Katharina Lehmann lernte ich zufällig in einer russischen Buchhandlung kennen. Meine Interviewpartnerin hatte mich gerade angerufen und den Termin abgesagt. Sie hatte es sich überlegt: eine journalistische Beleuchtung ihrer Vergangenheit wollte sie nicht. Ich konnte sie nicht überreden. Ich wollte schon rausgehen, als ich eine alte Dame neben den Regalen mit den russischen Klassikern bemerkte. Sie sah aus wie eine klassische Literaturlehrerin aus sowjetischen Filmen. Graues Haar in einer strengen hohen Frisur, langer Rock, weiße Bluse und ein Buch von Iosif Brodskij in den Händen. Ich konnte sie nicht „loslassen“, wir lernten uns kennen... Ja, sie sei Russlanddeutsche aus Omsk, seit 20 Jahren lebe sie im Land ihrer Vorfahren. Drei Stunden lang saßen wir in einem Cafe auf der Friedrichstraße und sie erzählte mir ihr Leben. Ein Leben, das sich für ein Drehbuch eignen würde.

Katharina (Jekaterina) Lehmann wurde 1947 im Omsker Gebiet geboren. Ihre Eltern wurden 1941 nach dem unrühmlich bekannten Dekret des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR „Über die Umsiedlung der in den Rayons des Wolgagebiets lebenden Deutschen“ aus Saratow nach Sibirien deportiert. Sie wurde geboren und wuchs auf in einer so genannten Sondersiedlung. Nach der Amnestie 1955 zog die Familie nach Omsk um, wo Jekaterina Sergeewna die Schule absolvierte und studierte.



Foto: Polina Mandrik
Die Plattenbauten im Bezirk Marzahn, wo Familie Lehmann und viele andere Russlanddeutsche wohnen, erinnern an typische sowjetische Viertel

Ja, sie ist Russisch- und Literaturlehrerin von der Ausbildung her und hat auch in einer Omsker Schule unterrichtet. Geheiratet hat sie erst mit 34, nach drei Jahren wurde ihre Tochter Julia geboren. Jekaterina Sergeewna konnte sich nichts anderes wünschen, das Schicksal hatte aber andere Pläne: Ihr Mann Juri und ihre Eltern kamen bei einem Autounfall ums Leben. So blieb sie mit der siebenjährigen Tochter auf der Welt alleine. Es war 1991. Die Welt schien verrückt geworden.

Mit Deutschland hatte sie sich nie identifiziert, obwohl sie Deutsch in der Schule und an der Uni gelernt hatte und die Familiengeschichte mehrmals von den Eltern gehört hatte. In ihrem eigenen Familiennamen sah sie die Chance auf ein neues Leben. War es

kompliziert wieder von Null anzufangen? - Oh ja! Ob sie diese Entscheidung bereut? Auf keinen Fall. „Ich wollte all das Beste für Julia, ich lebe nur für sie.“ Was aber dieser Schritt gekostet habe, könne man kaum überschätzen. Die Integration war für Familie Lehmann schwer. Katharinas Ausbildung wurde nicht anerkannt, ihre Sprachkenntnisse waren unzureichend, dazu gab es noch eine geringere Akzeptanz innerhalb der Bevölkerung und Babysitten und Nachhilfeunterricht als Karrierehöhepunkt - das waren nur einige ihrer Probleme. „Deutschland hatte nach der Wende genug eigene Probleme, Ossi und Wessi sollten eine eigene Identität wiederaufbauen, daher waren wir im Prinzip allen egal.“

Erstmals hatte sie aber wirklich Angst Russisch zu sprechen, sie fühlte sich in Deutschland fremd genug. „Das war eine zusätzliche Motivation damals, Deutsch zu lernen“, sagt Katharina heute lachend. Julia wurde bilingual erzogen. Auf der Straße, in der Öffentlichkeit sprachen sie Deutsch, zu Hause, unter vier Augen Russisch. So ist es bis heute geblieben. „Ich habe mit Julia das ganze Schulprogramm in der russischen Literatur durchgearbeitet, am Anfang war es schwer manche Bücher zu bekommen, ich konnte aber viel auswendig, ich wollte immer, dass Julia genau wusste, wo wir herkommen. So saßen wir in unserem kleinen Zimmer und lasen „Ruslan i Ljudmila“, kleine Flüchtlinge aus dem riesigen kalten Russland.“ Diese Erziehung hat ein ganz bestimmtes Erbe gebracht - jetzt schreibt Julia ihre Masterarbeit in der Slawistik.

2003 waren Katarina und Julia in Sibirien zu Besuch. Es war wichtig bei den Geliebten auf dem Friedhof um Verzeihung zu bitten. Ihre Verwandten dort waren den beiden aber schon zu fremd. Julia war trotzdem von der Sibirienreise total begeistert.

Ob Katharina sich noch etwas wünschen würde? Das Leben habe ihr gezeigt, dass es besser sei, nicht zu träumen. „Aber bevor ich sterbe, möchte ich sehr meinem Enkel ein Wiegenlied singen, auf Russisch.“ Julia will auch, dass ihre zukünftigen Kinder auf Russisch träumen, auf zwei Sprachen leben kann sie selbst mittlerweile.

Man kann kaum zu diesen unterschiedlichen Schicksalen ein gemeinsames Fazit schreiben. Was die beiden doch verbindet, ist der Wunsch nicht zu vergessen, wer sie sind und woher sie kommen, obwohl es viel kostet in zwei Kulturen, in zwei Sprachen und zwei Welten zu leben.

Polina Mandrik, geboren in Tula, studierte Russistik am Puschkin-Institut für Russische Sprache und Journalistik am Freien Russisch-Deutschen Institut für Publizistik in Moskau. Seit 2008 arbeitet sie beim Goethe-Institut Moskau, heute als Projektkoordinatorin des deutsch-russischsprachigen Portals To4ka-Treff. Sie schreibt als freie Autorin für Musikzeitschriften und Online-Medien.



Bunte Farben erinnern an dunkle Zeiten

Die 1,3 Kilometer lange East Side Gallery zieht Touristen aus aller Welt an

NATALIA ROBUL

Diese Fläche hat viel erlebt. Von 1961 bis 1989 teilte sie ein Volk in zwei Staaten und wurde als Militärzone benutzt. In diesem Zeitraum wurden hier 16 Menschen erschossen. Soldaten patrouillierten hier Tag und Nacht mit Hunden, Kinder spielten hier nicht, die Menschen wollten daneben nicht wohnen. Nach fast 30 Jahren lebte das Gelände 1990 dank der Kunst wieder auf. Es ist die East Side Gallery im Berliner Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg.

Am einen sonnigen Samstag im Oktober ist die East Side Gallery belebt. Die Menschen, meist Touristen und seltener Berliner, gehen an den Kunstwerken entlang, die einmal nur graue und unzugängliche Berliner Mauer waren. Einige gehen schnell und eilig, andere schauen langsam und aufmerksam jedes Gemälde an und bleiben lange stehen. Die Gesichtsausdrücke der Besucher sind unterschiedlich, wie die Bilder selbst. Einige Gemälde zeigen eine Sehnsucht nach Freiheit und Frieden, andere schildern Angst und Trauer, Hoffnung auf neues Leben und Glück oder sie symbolisieren das Ende der Diktatur und die Bereitschaft zur Aktion.

Diese Vielfalt der Gefühle und Gedanken schildern auf einem 1300 Meter langen Mauerstück 118 Künstler aus 21 Ländern der Welt. Aber am Anfang war es die

Idee einer Person - Kani Alavi ist Initiator der Künstlerinitiative East Side Gallery. 1980 kam er aus dem Iran nach Westberlin und mietete bis zum Mauerfall direkt am Checkpoint Charlie eine Wohnung. Die Häuser neben der Mauer standen leer und waren immer für Studenten günstig und attraktiv. „Bis zu meiner Ankunft



Kani Alavi, der Initiator der Künstlerinitiative East Side Gallery, in seinem Atelier

in Berlin wusste ich nicht genau, ob die Berliner Mauer wirklich existierte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass zwischen Menschen, die eine Sprache sprechen und eine Kultur haben, eine Mauer durchging. Aber danach stand sie fast zehn Jahre vor meinen Augen.“ Aus seiner Wohnung konnte der junge Künstler das Gebäude des KGB und zwei Kameras darauf sehen. Ihm schien die ganze Situation komisch. „Es war in meiner Vorstellung kindisch, wie der KGB Westberlin beobachtete. Ich fasste das auf wie eine politische Spielerei“, sagt Kani Alavi. Oft sei er an der Mauer entlanggelaufen, um zu sehen, ob sie ein Ende habe. Aber damals fand er das Ende nicht. Trotzdem habe er immer gewusst, dass die Mauer eines Tages verschwinden wird.

Obgleich Alavi den Mauerbau eher als politisches Spiel auffasste, berührte die-



Fotos: Natalia Robul

Die Gallery zieht Besucher jeden Alters an

ser auf der anderen Seite reale Menschen und ihre Leben. Kani Alavi konnte es am 9. November 1989 aus seiner Wohnung deutlich sehen. „Als die Mauer gefallen ist, sah ich, mit welcher Euphorie, welcher Wut und welchem Glück die Menschen rauskamen. Die Gefühle waren natürlich nicht nur positiv. Viele Leute waren unsicher, ob sie tatsächlich mit ihren Familien zusammenkommen werden, ob die unsichtbare Mauer auch mit der sichtbaren wirklich fiel.“ Kani Alavi war einer von denen, die diesen historischen Moment festhielten.

Zwei Monate später bekam er mit, dass es eine Mauerfläche in Ostberlin gab, die man bemalen konnte. Er schlug dies Künstlern aus unterschiedlichen Ländern und aus zwei Teilen Berlins vor, und das Projekt wurde verwirklicht. Für ein paar Jahre schilderten die Maler ihre Vorstellungen und Erin-

nerungen an den Mauerfall und die Teilung des deutschen

Volkes. Sie hatten wenig Geld für Farben und Pinsel, bekamen manchmal Spenden und kauften die billigsten Werkzeuge. „Es war interessant aufzupassen, wie die Menschen auf die Bemalung reagierten. Manche wollten die Mauer gar nicht mehr sehen und schimpften, andere unterstützten uns. Sogar einige Soldaten, die dort noch geblieben waren, boten ihre Hilfe an.“ Dieses Projekt war für die Künstler sehr wichtig. Die Schriftsteller schrieben damals Erzählungen, die Schauspieler führten Theaterstücke auf und die Maler wollten ihren eigenen Beitrag leisten. Bald wurde die East Side Gallery berühmt. Aber die wesentlichen Schwierigkeiten standen ihr noch bevor.

Nach ein paar Jahren benachrichtigten die Behörden die Künstler, dass die Galerie abgeschafft werden sollte. Die Rückseite der Mauer gehörte einem privaten Eigentümer und dieser wollte dort Hochhäuser bauen. Darauf folgten viele Tage und Monate mit Besprechungen mit Behörden, Besuchen des Bundestages, Erzählungen und Erklärungen, warum die East Side Gallery nicht zerstört werden sollte. 1996 gründete Kani Alavi einen Verein, die Künstlerinitiative East Side Gallery. „Nun wurde es leichter für unsere Bilder zu kämpfen. Wenn man allein kämpft, kann man weniger erreichen, und zusam-



Fotos: Natalia Robul

Zur Erinnerung an den Mauerbesuch: Touristen kaufen Souvenirs

men hatten wir die Stärke. Jeder Künstler, der irgendwas auf der Mauer gemalt hat, kämpfte für alle anderen“, sagt Kani Alavi. Dank dieses Kampfes steht heute die East Side Gallery unter Denkmalschutz.

2009 bekam die Künstlerinitiative eine Finanzierung vom Staat in Höhe von 1,5 Millionen Euro und die East Side Gallery wurde komplett saniert. Jedes

Bei der East Side Gallery spielt die Kunst die Rolle eines Leuchtfuers, das sagt: „Lass eine solche Geschichte sich nie mehr wiederholen!“ Aber welche Vorstellung von der Rolle der Kunst beim Erinnern an die Geschichte haben die Besucher der East Side Gallery?

Natalie Troup, 25, Australien:

Die Geschichte Australiens zählt nur 200 Jahre, es ist viel weniger als in Europa. Ich bin 1986 geboren und die Mauer fiel erst 1989. Es ist merkwürdig zu wissen, dass ich da war, als so viel in der Welt passierte. Ich meine, es ist wichtig zur East Side Gallery zu kommen, damit man die Geschichte besser verstehen kann. Es ist interessant unterschiedliche Interpretationen von den Ereignissen in der Kunst zu sehen. Berlin mit all seinen Gemäldegalerien, Museen und Mahnmalen gibt die Möglichkeit selbst zu entscheiden, wie man die Geschichte beurteilt. Es gibt kein Richtig oder Falsch, jeder entscheidet für sich selbst. Und die Kunst erlaubt dir nachzudenken, wie du über die Geschichte denken willst.

Lora Alwados, 34, Argentinien:

Ich bin hier hergekommen, weil ich mich für Kunst interessiere. Für mich war der Grund zu kommen ursprünglich die Kunst. Aber ich schätze, dass das, was furchtbar und blutig war, jetzt Kunst wurde.

Malarie Gokey, 20, USA:

Ich studiere Literatur in Berlin und las viel über die Mauer. In der East Side Gallery bekomme ich eine genauere Ahnung, wie die Menschen, die durch die Mauer getrennt waren, überlebten. Kunst und Geschichte sind in meinem Verständnis eng verbunden und existieren nebeneinander. Aber ich glaube, Kunst ist therapeutisch, sie heilt den Geist. Weil ein Staat getrennt war, mussten die Menschen einen Weg finden, sich wieder zu vereinen. Mit der Kunst konnten sie das machen.

Fransisko Oteize, 26, Spanien:

In der East Side Gallery ist es schwer, die Geschichte und die Kunst zu trennen. Dieser Ort ist besonders, weil die physische Tatsache von der Mauer sehr stark ist. Ich stand neben der Mauer, um zu verstehen, wie sich die Menschen von 1961 bis 1989 fühlten. Die Mauer scheint eine sehr alte Art, die Menschen zu kontrollieren. Es ist drastisch, fast kindisch. Aber es hat funktioniert.

Bild wurde von seinem eigenen Maler wieder gemalt, dieses Mal benutzten die Künstler moderne und haltbare Farben. Auf die Frage, warum er entschieden habe, die Mauer zu bemalen, antwortet Kani Alavi eindeutig: „Um damit die Menschen aufmerksam zu machen. Wenn wir dieses Stück Mauer nicht behalten

würden, würde die Geschichte leicht verfälscht und die Menschen würden damit manipuliert. Wir wollen, dass die Menschen die Fehler nicht wiederholen und dass keine andere Diktatur kommen wird.“

Anfangs sind die Bilder der East Side Gallery nur bunt und mit ihren Farben attraktiv. Am Anfang sieht man nur die Oberfläche, nur die Gestalten. Man kann sich nicht gleich für die Geschichte interessieren. Aber mit der Zeit wechselt das. Später kommen tiefere Gedanken, erscheint der Hintergrund der Kunst - die Geschichte. Es ist wichtig zu verstehen, dass die Kunst ihre eigenen, oft unmerklichen Wege hat, die Menschen zu berühren.

Natalia Robul wurde in Chisinău, Republik Moldau, geboren. Bis 2011 studierte sie dort an der Staatlichen Universität Journalistik. Von 2008 bis 2011 arbeitete sie als Korrespondentin der Zeitung Argumenty i Fakty - Moldova. Seit 2011 ist Natalia als Journalistin bei dem Wirtschaftsmagazin Business Class tätig. Ihr Praktikum machte sie bei den Potsdamer Neuesten Nachrichten.



„Die Menschen reagieren allergisch auf den Begriff Sozialismus“

Die Partei „Die Linke“ plagen Nachwuchssorgen / Verluste bei der Berliner Abgeordnetenhaus-Wahl

IRYNA SHPAKOUSKAYA

Zwei Tage vor der Berliner Wahl kam die Partei „Die Linke“ zu ihrer letzten Kundgebung vor den Wahlen zum Berliner Abgeordnetenhaus auf dem Schlossplatz Köpenick zusammen. Die Sonne war angenehm warm und die Jazzband auf der offenen Bühne sah in ihrer roten Kleidung besonders energisch aus. Große rote Luftballons schwebten in der Luft, nur einer von ihnen wollte nicht fliegen und ließ auf einem Baum traurig den Kopf hängen. Nach einer Weile wurde er jedoch von einem Parteimitarbeiter mit frischer Luft gefüllt und konnte wieder seine Agitationsrolle spielen.

Die frische Luft fehlt heute der Partei besonders. Das war schon in Köpenick leicht zu bemerken. Fast alle jungen Menschen, die da waren, verrieten sich leicht als Journalisten mit ihren Kulis, Notizbüchern und Fotoapparaten. Die meisten Wähler, die sich auf dem Schlossplatz Köpenick versammelt hatten, waren offensichtlich weit älter als 50. Und das wird jedes Jahr mehr und mehr

zum Problem. Im Osten hat „Die Linke“, die Nachfolgepartei der regierenden DDR-Partei SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands), geschichtlich eine starke Position. Nach der Wende 1989 hat sie ihre Rolle als Staatspartei und ihren bisherigen Namen verloren, aber nicht die Sympathien der Wähler. Viele von ihnen sind der neu gegründeten Partei des Demokratischen Sozialismus (PDS) treu geblieben. Nach der Verschmelzung 2007 mit der WASG („Arbeit & soziale Gerechtigkeit - Die Wahlalternative“) entstand die moderne „Die Linke“. In diesem Jahr stellte auch die Bundeszentrale für politische Bildung fest, dass 54% der Mitglieder der neuen Partei älter als 60 Jahre sind.

Eigentlich können fast alle deutschen Parteien bestätigen, dass ihre Mitglieder



Die Farbe Rot dominiert die letzte Kundgebung vor den Berliner Wahlen auf dem Schlossplatz Köpenick

immer älter werden. Aber bei der Linken sieht die Situation besonders dramatisch aus. Vor der Fusion mit der WASG waren sogar 68,3% der Parteimitglieder älter als 60 Jahre. Heute bedeutet das für sie einen stetigen Schwund aus demografischen Gründen. Die Berliner Wahl 2011 bestätigte das - nur in zwei Bezirken gelang es der Partei, einen Prozentgewinn zu bekommen. Der Verlust von 1,7 Prozentpunkten war für die Partei nicht so dramatisch wie im Fall der FDP, die 5,8 Prozentpunkte verlor. Aber es ist schon Grund genug für eine eingehende Analyse. Die Verjüngung der Partei wird von Jahr zu Jahr wichtiger werden.

Das alles heißt zwar nicht, dass die Jugend die Ideen des Sozialismus gar nicht attraktiv findet. Jedoch haben junge Leute sehr verschiedene Motivationen und sind oft nicht bereit zu langfristiger Kooperation.

„Das Einstiegsthema ist meistens die antifaschistische Arbeit“, erläutert Juliane Pfeiffer, Mitglied im Bundessprecherinnenrat der Linksjugend [´solid]. Es passiert oft, dass zu ihnen Menschen kommen, die in Kontakt mit Neo-Nazis geraten sind und über die Ungerechtigkeit, die sie propagieren, erfahren haben. „Überhaupt dieses Gefühl der Ungerechtigkeit im Leben, dass etwas nicht richtig geht, kann für einen Menschen die erste Anregung sein, sich in irgendeinem politischen Verband zu organisieren. Dass wir sozialistisch sind, stört die Jugendlichen nicht besonders, für manche ist es sogar attraktiv, auf diese



Fotos: Iryna Shpakouskaya

Juliane Pfeiffer engagiert sich beim Verband Linksjugend [´solid]

Weise die Gesellschaft konfrontieren zu können“, sagt sie. Zudem merkt sie an, dass in Deutschland der Begriff „Sozialismus“ sehr stark schematisiert werde. Die Menschen reagierten auf ihn allergisch, verbänden ihn mit den Diktaturen, die früher existierten, und wüsten nicht so viel über die ursprüngliche Bedeutung. Des Weiteren erzählt Juliane Pfeiffer: „Als ich meinen Wahlkampf gemacht habe, hat man mir sogar vorgeworfen, dass ich in etwa die Mauer gebaut hätte, obwohl ich erst nach der Wende geboren wurde. Die Angst vor dem Kommunismus ist in Deutschland Teil der Gesellschaft geworden, das sind zwar sehr konservative Vorstellungen, aber man kann sie wohl verstehen. Die Menschen wollen nicht, dass die Zeiten der Diktatur und Ungleichheit zurückkehren.“

Für den Verband Linksjugend [´solid] bedeutet sozialistisch zu sein, gegen Ungerechtigkeit aller Art zu kämpfen - Rassismus, Frauendiskriminierung, Niedriglohn. Er ist die anerkannte Jugendorganisation der Partei „Die Linke“, der aber eigenständig funktioniert. Und die Verjüngung der Partei „Die Linke“ ist für den Verband eine wichtige, aber nicht die hauptsächliche Aufgabe.

„Natürlich begrüßt die Partei das sehr,“ sagt Juliane Pfeiffer, „aber das ist nicht selbstverständlich.“ Laut Pfeiffer ist es klar, dass die Menschen in dem Verband viel nötige Erfahrungen sammeln und danach in der Partei schon leichter agieren können. Doch wenn sie sich nicht in der Partei, sondern in anderen Bürgerinitiativen organisieren, werde das auch sehr positiv betrachtet. Eine zukünftige Karriere in der Partei sei eigentlich relativ selten ein Grund, warum die Menschen zu dem Verband kämen. Er sei eine gute Plattform zum Austausch, zur Debatte. Man könne beim Verband sehr verschiedene Projekte machen und das fänden die Jugendlichen schön, betont Pfeiffer. Aber der allgemeine Trend bestehe darin, dass sie sich heute mit den langfristigen Programmen nicht binden wollten. Sie vernetzen sich nur kurz.



Fotos: Iryna Shpakouskaya

Viel zu tun für eine gerechtere Welt: Jahreskalender des Verbands Linksjugend

Im Unterschied zu der Partei hat der Jugendverband heute ungefähr dasselbe Maß an Unterstützung im Westen und im Osten. In den letzten Jahren ist der Verband ziemlich stark gewachsen, aber das Problem ist, alle neuen Mitglieder in der konkreten politischen Arbeit einzusetzen. Je höher die Zahl der Men-

schen wird, desto schwieriger wird es, sie wirklich in verschiedenen Projekten zu organisieren. Das andere Problem besteht darin, dass die Jugendlichen heutzutage sehr mobil geworden sind und den Verband verlassen, wenn sie ihr Studium beginnen und zudem aus der Heimatstadt wegziehen.



Iryna Shpakouskaya studierte Internationale Journalistik an der Belarussischen Staatlichen Universität. Ein Jahr vor dem Abschluss bekam sie eine Festanstellung bei der Zeitung Tourismus und Erholung. Nach drei Jahren dort kam sie nach Berlin, um neue Erfahrungen und Kenntnisse zu sammeln. Sie sieht sich in der Zukunft als politische Journalistin und hat sich erfolgreich um ein Praktikum im Bundestag beworben. Während des Programms „Journalisten International“ hospitierte sie beim Tagesspiegel.

Ost-West-Trennung: Geschichte mit einem Happy-End

An der Gedenkstätte Berliner Mauer ist die Zeit der Teilung noch gegenwärtig

DARIA BOBROVSKAYA

Die Gedenkstätte Berliner Mauer ist ein besonderer Ort, da hier die Geschichte der Ost-West-Teilung immer noch sehr lebendig ist. Auf dem Areal der Gedenkstätte befindet sich ein Stück der Berliner Mauer. Wie sieht's hier also mit der Erinnerungskultur aus? Interessieren sich Deutschland und die Welt immer noch für diesen tragischen Abschnitt der deutschen Geschichte? Auf der Suche nach diesen und anderen Antworten traf sich Daria Bobrovskaya mit Thomas Klein von der Pressestelle der Gedenkstätte.

Herr Klein, wie sieht das Veranstaltungsprogramm der Gedenkstätte aus? Wie viele Veranstaltungen werden hier durchgeführt?

Die Abendveranstaltungen sind ganz unterschiedlicher Natur. Das sind Filmabende, Diskussionsabende, wir haben hier auch Experten oder Leute, die ein Buch geschrieben haben und es vorstellen, wir machen auch Fotoausstellungen, etc. Im Jahr sind es etwa 70 Veranstaltungen, die abends stattfinden, und bei den Führungen ist es ganz unterschiedlich. Wir haben z.B. eine Zeit, wenn die Schule wieder losgeht, da kommen natürlich viel mehr Anfragen von Schulklassen. Manchmal drei, vier, fünf am Tag.



Foto: Daria Bobrovskaya

Staunt über die „Stammkundschaft“ der Gedenkstätte: Pressesprecher Thomas Klein

Wie viele Besucher haben sie jährlich?

Wir haben mehr als 500.000 Besucher. Sie verteilen sich natürlich vor allem auf die Außenausstellung und ein großer Teil geht dann auch hierhin ins Haus zu der Ausstellung im ersten Stock, „13. August 1961“. Manche Tage haben wir hier auch drei- bis viertausend Besucher.

Wer sind die Besucher, haben Sie da eine Statistik?

Es sind sehr viele deutsche Besucher, aber überwiegend sind es tatsächlich ausländische Besucher. Natürlich sind es auch Berlin-Touristen, die sich für die Geschichte und Kulturangebote der Stadt interessieren. Sehr viele sind aus dem europäischen und vor allem westeuropäischen Ausland. Manchmal gibt es Zeiten, zu denen hier sehr viele Italiener sind, manchmal sehr viele Franzosen, manchmal viele Skandinavier oder Holländer.

Womit hängt das zusammen?

Das hängt vielleicht mit den Angeboten der Reiseveranstalter zusammen. Es hängt natürlich auch ein bisschen damit zusammen, wie die Planung des Jahres in den Ländern stattfindet. Man merkt schon, es gibt Länder wie Italien, wo alle etwa zur gleichen Zeit Urlaub haben. Aber wir haben auch sehr viel internationales Publikum, das sich dafür interessiert. Viele Japaner, viele Amerikaner. Leider sind es zu wenige aus Osteuropa.

Ach wirklich?

Ich weiß nicht, ob es generell daran liegt, dass aus dem osteuropäischen Raum nicht so viele Touristen nach Berlin kommen. Vielleicht liegt es auch daran, dass sie erst mal woanders hinfahren, aber ich merke schon, dass es nicht so viele sind wie aus dem westlichen Europa. Es kommen aber sehr viele aus der Ukraine z.B. und wir führen manchmal ganz interessante Gespräche. Sie erfahren hier ganz viel Neues und sind manchmal sehr überrascht, weil sie anders als die Menschen in der DDR kein West-Fernsehen geguckt haben.

Sind es alles überwiegend Touristen oder sind manche auch beruflich unterwegs?

Beruflich nicht unbedingt, aber es kommen auch sehr viele Berliner. Ältere Berliner, die ihren Kindern oder Verwandten zeigen wollen, wie die Geschichte der Stadt war, und das sind auch ganz wichtige Punkte, wo auch die Berliner selbst zu ihrer eigenen Geschichte zurückfinden können.

Welche Abendveranstaltungen sind besonders gefragt und beliebt?

Die wichtigsten Veranstaltungen sind natürlich die zu den Jahrestagen. Am 13. August zum Mauerbau, am 9. November zum Mauerfall. Jetzt war gerade ein Jubiläum, 50 Jahre Mauerbau, es war natürlich eine sehr große Veranstaltung mit allen Verfassungsorganen der BRD, mit dem Bundespräsidenten, der Bundeskanzlerin, mit allen wichtigen Leuten. Bis zu 30.000 Besucher waren hier an diesem einen Tag.

Hat die Gedenkstätte auch Stammkunden?

Ja natürlich. Wir haben unsere Stammkundschaft. Sie kommen zu jeder Veran-



Im Besucherhaus finden Filmabende, Diskussionen und andere Veranstaltungen statt.

staltung. Ist schwer zu schätzen, wie viele es genau sind, aber ich würde sagen so 20 bis 30 Leute. Sie kommen, auch wenn zwei Meter Schnee draußen liegen oder wenn man kaum hierhin findet.

Was sind es für Leute? Überwiegend Senioren oder Studenten?

Nein, das wundert uns selbst. Das Alter ist sehr gemischt, das kann man gar nicht sagen. Wir haben auch junge Leute oder Ältere, aber sie haben alle ganz unterschiedliche Motivationen.

Im Besucherhaus sind eigentlich nur zwei Filme in zwei Sprachen jederzeit verfügbar. Kommen viele dann auch zum Dokumentationszentrum, um sich ausführlicher zu informieren?

Ja natürlich. Das entspricht auch der Struktur der Gedenkstätte, das ist eigentlich für alle der Weg. Zuerst das Besucherzentrum, da eine Einführung, und wer dann noch mehr Zeit hat, kann hierhin kommen, um dann seine Kenntnisse zu vertiefen.

Haben die Besucher auch die Möglichkeit, ein Feedback zu geben?

Wir haben ein Gästebuch und wir sind natürlich ansprechbar. Sie finden in jedem Haus ehrenamtlich arbeitende Besucherbetreuer, sie sprechen mit den Menschen, sie sind dafür auch da. Nicht jeder wird nach seiner Meinung gefragt, aber natürlich haben wir auch Besucherforschung, die kommt zwei bis drei Mal im Jahr, da werden Besucher befragt.

Könnten Sie es vielleicht auch verraten, was in diesem Gästebuch so steht?

Ganz unterschiedliche Dinge, aber die meisten sind beeindruckt. Man merkt,

dass es ein Ort ist, der die Menschen berührt. Verbesserungsvorschläge oder Ähnliches trägt man da natürlich weniger ein.

Stellen die Besucher auch Fragen? Was interessiert sie besonders?

Tun sie. Es gibt sogar Menschen, die fragen, wo war hier Ost und West und solche Sachen, obwohl es natürlich markiert ist. Vielfach interessiert es die Leute natürlich, ob das Stück Mauer hier echt ist, ob hier alles original ist, ob alles tatsächlich so ausgesehen hat. Viele informieren sich über das Schicksal der Menschen, die hier in der Bernauer Straße in den abgerissenen Häusern gewohnt haben. Viele interessiert auch, wo die Mauerreste in der Stadt sonst noch zu sehen sind.

Haben Sie eigentlich den Eindruck, dass in Deutschland überhaupt noch Interesse besteht, sich über die Geschichte zu informieren?

Natürlich ist das Interesse groß. Das zeigen auch die Besucherzahlen. Vor fünf bis sechs Jahren war die Besucherzahl genauso wie jetzt. Und Menschen, die nach Berlin kommen, interessieren sich für die Mauer-Geschichte sowieso. Ganz wichtig für eine Gedenkstätte finde ich, wie auch für viele andere Orte, dass man nicht nur zurückblickt und die Mauer oder die Teilung dokumentiert, sondern den Blick sozusagen auch in die Zukunft richtet. Dieser Ort ist eine Erinnerung an den Mauerbau, aber auch an den Mauerfall. Geschichte, die hier gezeigt wird, hat ein Happy-End und das finde ich ganz wichtig darzustellen. Wenn es die Menschen mitnimmt, ist unsere Mission erfüllt. Ich glaube, das gelingt uns auch!

Daria Bobrovskaya ist 1989 in Togliatti, Russland geboren. Sie hat an der Staatlichen Universität Samara in Germanistik ihren Bachelorabschluss erworben und studiert momentan den Masterstudiengang Erwachsenenbildung/-Weiterbildung an der Universität Duisburg-Essen. Daria arbeitet als freie Journalistin beim Medienkompetenzcenter Ruhr (Essen). Im Rahmen des Programms „Journalisten International“ absolvierte sie ein Praktikum an der Pressestelle der Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung.



Montagsdemonstrationen vereinten Christen und Nichtchristen

Die evangelische Kirche spielte eine zentrale Rolle beim Mauerfall

ANASTASIA FILIMONOVA

Die evangelische Kirche in der DDR war eine tragende Säule der Protestbewegung, sie machte sie teilweise erst richtig möglich. Die Montagsdemonstrationen, die in Leipzig anfangen, breiteten sich ganz schnell auf andere Städte aus und steigerten sich zu einer friedlichen Revolution. Jeweils montags am späten Nachmittag sammelten sich Menschen zu einem Gottesdienst in der Leipziger Nikolaikirche, den sie „Friedensgebet“ nannten. Im September 1989 kamen immer mehr Menschen dorthin und zogen nach dem Friedensgebet mit brennenden Kerzen vor die Kirche. Daraus entwickelten sich erste friedliche Demonstrationen, die schließlich dazu führten, dass im September und Oktober Menschenmassen von der Nikolaikirche durch die Leipziger Innenstadt zogen. Ähnliches ereignete sich fast zeitgleich und dann auch später in vielen anderen Städten der DDR.

Es war nur noch eine Frage der Zeit bis das DDR-Regime untergehen würde. Die Regierung hatte sich im Endeffekt „selber kaputt gemacht“, wie Wolfram Hülsemann, damals Pfarrer in der DDR, meint. Er erzählt dies plastisch am Beispiel einer DDR-Lehrerin, die den ganzen Tag die DDR als „das beste Land der Welt“ loben musste, aber abends im Westfernsehen gedanklich und emotional Wohlstand, Freiheit und Rechtsstaatlichkeit erlebte. Sie nahm dann an einer anderen Welt teil und konnte den Unterschied zwischen Ost und West gegenüber ihren Schülern nicht wahrhaftig darstellen. Die große Lüge vom „besseren Deutschland“ und ihr krankhaftes Misstrauen gegenüber der eigenen Bevölkerung machte die DDR innerlich kaputt.



Wolfram Hülsemann unterstützte als Pfarrer in Ostberlin die friedliche Revolution.

Innerlich mag sich die Lehrerin aus unserem Beispiel von der DDR-Führung abgewendet haben. Sicherlich war sie damit nicht allein. Reichte das schon aus, um das Regime ins Wanken zu bringen, oder war vielleicht ausschlaggebend, dass viele Menschen sich aus religiöser Überzeugung gegen den Staatsapparat stellten?

Zunächst wäre dafür dann die Frage zu beantworten, ob es viele Christen in der DDR gab.

Laut Wolfram Hülsemann ist die Zahl der Christen in der DDR schwer zu bestimmen. Offiziell konnte man von einem Drittel der Bevölkerung ausgehen, die sich zu einer Kirche zählten und dort eingetragen waren. Aber an den Montagsgebeten der evangelischen Kirchen nahmen schließlich viele Menschen teil, die sich als nicht religiös bezeichnen würden. Die staatliche Atheismuspropaganda und die gesellschaftliche Benachteiligung von Christen zeigte in der DDR nachhaltige Wirkung. Es gab Menschen, die glaubten, aber nicht in die Kirche gingen, und solche, die nicht glaubten, sich aber durch manches so sehr angezogen fühlten, dass sie mitmachten. Denn neben den Gottesdiensten kennt die

evangelische Kirche viele kirchliche Lebensformen, die auch für Nichtchristen interessant sind: Seminare und Vorträge zu wichtigen Themen, Kinder- und Jugendarbeit usw. Mit wichtigen Themen stieß sie in den vergangenen Jahrzehnten gesellschaftliche Diskussionen an und verärgerte den autoritären Staat. Abrüstungsfragen, die militaristische Erziehung der Jugend, ökologische Probleme, die fehlende Reisefreiheit, gesteuerte Presse und anderes mehr.

„Zu DDR-Zeiten, zu den Montagsdemonstrationen kamen deshalb viele zu uns, auch die, die nicht evangelisch waren, die sangen mit uns ‚Dona nobis pacem‘ (‚Gib uns Frieden‘) - nicht, weil sie sich als religiöse Menschen verstanden, sondern weil sie an Fragen des Friedens und der Gerechtigkeit weltweit und besonders für die Situation in der DDR interessiert waren. Sie wollten ohne jegliche Gewalt friedlich die gesellschaftliche Veränderung der DDR. Die Wiedervereinigung Deutschlands wurde erst Ende 1989 eine wachsende Forderung.“ So kommentiert Wolfram Hülsemann diese Problematik. Die Kirche schaffte es also, auch eher nichtchristliche Gruppen der Bevölkerung anzusprechen und unter dem gemeinsamen Leitmotiv Frieden zu vereinen.

Die staatlichen Stellen zeigten sich gegenüber diesem Engagement äußerst misstrauisch, ja geradezu paranoid. Friedliche Demonstranten wurden verhaftet, unliebsame Bürgerrechtler auch aus dem Bereich der Kirche wurden in die Bundesrepublik abgeschoben. Fluchtversuche aus dem Land endeten tödlich oder Menschen mussten wegen des Versuch, die DDR zu verlassen, für Jahre ins Gefängnis. Alles wurde überwacht.

Wolfram Hülsemann war etliche Jahre mit der Koordination der evangelischen Jugendarbeit in Ost-Berlin beauftragt und unterstützte in dieser Aufgabe die politisierenden Gruppen. Deshalb wurde auch er natürlich überwacht und das war laut seiner eigenen Aussage kein Geheimnis für ihn. Und das konnte auch traurige Konsequenzen haben.

Er und seine Frau wollten ein Kind adoptieren. Das verhinderten staatliche Stellen immer wieder trickreich. Beim vierten Mal klappte es dann Gott sei Dank. Mit einem Regime wie dem Stalins oder Hitlers möchte Wolfram Hülsemann die DDR-Führung jedoch nicht gleichsetzen. Völkermord und Vernichtungskriege sind den DDR-Diktatoren nicht anzulasten. Da hat es auch Entwicklungen gegeben, die aus seiner Sicht besonders der Entspannungspolitik in Mitteleuropa zu verdanken sind. In der DDR seiner Kindertage sei es wirklich gefährlich gewesen, z.B. Witze über den Kommunismus, seine Repräsentanten und die Mangelwirtschaft zu machen. Aber später sei vieles lockerer geworden.

Wolfram Hülsemann wurde 1943 geboren und ist evangelischer Theologe. Von 1984 bis 1992 war er Jugendpfarrer in (Ost-)Berlin, danach war er von 1992 bis 1995 in der Jugendbildung für Auszubildende tätig. Die nächsten drei Jahre war er Superintendent in Königs Wusterhausen bei Berlin. Die folgenden zehn Jahre war er engagiert beim Aufbau und der Leitung des Mobilien Beratungsteams „Tolerantes Brandenburg“ sowie beim Brandenburgischen Institut für Gemeinwesenberatung „Demos“. Im Jahr 2006 erhielt er für sein Engagement den Stuttgarter Friedenspreis.



Anastasia Filimonova wurde am 12.10.1985 in Rostow am Don (Russland) geboren. Sie hat ihren Bachelor-Abschluss in Journalistik (Internationale Journalistik) 2008 an der Südlichen Föderalen Universität gemacht. Seit neun Jahren ist sie als freie Journalistin tätig. Sie schreibt zurzeit für russische, ukrainische, lettische und deutsche Print- und Online-Medien. Anastasia hat als Journalistin, Moderatorin und Redakteurin ein Jugendprogramm beim Hörfunk gemacht. In Deutschland absolvierte sie ihr Praktikum beim Berliner Rundfunk.

Ein Land mit zwei Gesellschaften?

21 Jahre nach der Einheit gibt es noch immer Unterschiede zwischen Ost und West

ALEXANDRA POBLINKOWA

Der Bau der Berliner Mauer ist 50 Jahre her. Vor 21 Jahren vereinigte sich Deutschland wieder. Eine Generation ist ohne Mauer aufgewachsen. Aber ist die Mauer immer noch da? Ab und zu trifft man im Alltag Stereotypen, die das bestätigen, andererseits gilt auch der Wendeslogan „Wir sind ein Volk“.

Heute muss man so oft umziehen, dass es schwer zu sagen ist, wer Ossi oder Wessi ist. Die Menschen in Deutschland aus verschiedenen Generationen verstehen den Begriff „Mauer in den Köpfen“ unterschiedlich. Im Großen und Ganzen kann man jedoch sagen, dass eine Grenze immer noch existiert.

Ilka Meintz wurde in Ostdeutschland geboren, hat in Westdeutschland studiert, lebt in Sachsen und arbeitet als Lehrerin für Deutsch und Gesellschaftskunde. Sie hat zwei kleine Töchter.

Die Frage, ob die Mauer in den ostdeutschen und westdeutschen Köpfen existiert, würde sie mit Nein beantworten: „Und doch ist da noch etwas, weniger starr, aber doch im Bewusstsein nicht weniger Menschen hier wie da vorhanden. Vielleicht ist eine Art Graben, unterschiedlich breit, unterschiedlich tief, mitunter von zahlreichen Brücken überspannt - abhängig vom sozialen Status, dem Bildungsgrad und der geographischen Lage.“

Der wirtschaftliche Unterschied - das Hauptmerkmal

Nach wie vor ist der größte Unterschied zwischen Ost und West nach Meinung erwachsener Deutscher die wirtschaftliche Lage.

Eva-Maria Drechsel aus Sachsen, Jahrgang 1955, Pfarrerstochter und Pharmazie-Ingenieurin, meint dazu: „Ich erlebe bei uns in der Apotheke ein unterschiedliches Verhalten zwischen Kunden aus dem Westen und aus dem Osten. Der Kunde aus dem Westen zeigt in seinem Auftreten, dass er davon ausgeht, der Kunde ist König. Er tritt meist sehr selbstbewusst und fordernd auf. Was ich auch feststelle, ist, dass Kunden ab 60 mehr unzufrieden sind und sagen, ‚Das war früher ganz anders‘, wobei ich denke, dass sie die Realität des Alltags in der DDR nicht mehr richtig in Erinnerung haben.“

Claudia Herhold, Jahrgang 1967, Diplomreligionspädagogin, lebt in Sachsen. Sie sagt, sie sei Ossi von Geburt an und nicht sehr stolz darauf. Zu den heutigen Unterschieden zwischen Ost und West zählt sie, dass es immer noch ein Minderwertigkeitsgefühl und ein Unterlegenheitsgefühl gegenüber der westdeutschen Bevölkerung aufgrund ungleicher Löhne und Arbeitsbedingungen gebe. Dazu sind Manager größerer Unternehmen im Osten vorwiegend Westdeutsche. Deren Auftreten sei oft „arrogant und besserwesserisch“, urteilt sie.

Was sie persönlich aufregt: „Den Osis wird heldenhaftes demokratisches Auftreten in der DDR-Zeit gegen den Staat abverlangt, was von einem BRD-Bürger nicht gefordert wird.“

Für mich persönlich gab es nie eine Mauer, jedenfalls nicht so, dass ich sie als solche empfunden hätte. Die persönlichen Freiheiten eines Kindes lassen sich durch politische Mauern nicht einengen.“ Herhold beklagt zudem, dass viele Ostdeutsche von ihren neuen Möglichkeiten „aufgrund ihrer persönlichen Situation“ keinen Gebrauch machen könnten.

Geistige Mauern

Das Interesse an der eigenen Geschichte ist im Westen und Osten unterschiedlich ausgeprägt. Gilbert Furian bezeichnet sich als „romantischer Linker“. Er lebte in Ostberlin und wollte gar nicht umziehen. Im Jahre 1975 wurde er verhaftet und saß zwei Jahre lang in Stasigefängnissen. Jetzt kommt er einmal in der Woche wieder nach Hohenschönhausen, um eine Führung zu leiten. Er teilte mit, dass Westdeutsche die Gedenkstätte oft besuchten. Ostdeutsche dagegen kommen ganz selten. Kaum ein Mensch möchte wieder die Stasi-Geschichte erleben.

Die Mauer kann man sogar immer noch in den Kirchen und im Verhalten der Menschen bemerken.

Isolde Schäfter, geboren 1965 in Schwabbach bei Heilbronn (Baden-Württemberg) lebt und arbeitet seit 1995 in Sachsen. Sie hat im Jahr 1996 ihren Mann kennengelernt, der gebürtiger Sachse ist.

„Als ich 1996 als Pfarrerin in eine Chemnitzer Gemeinde kam, wurde mir bewusst, dass Frauen im Pfarramt nicht so selbstverständlich waren, wie ich es

erwartet hatte und wie ich es von Baden-Württemberg gewohnt war. In der Gemeinde ist mir auch aufgefallen, dass das ehrenamtliche Engagement in der Kirchgemeinde oft mit dem Wunsch einer finanziellen Anerkennung verbunden war. Das fand ich zunächst befremdlich, ist aber im Zusammenhang mit der hohen Arbeitslosigkeit auch verständlich gewesen. Mir ist auch aufgefallen, dass die Menschen, die sich zu einer Kirchgemeinde gehörig fühlten, oft auch ‚Wen-deverlierer‘ waren. Mir wurde z.B. in der Gemeinde vorgehalten, dass mein Effizienz- und Leistungsdenken typisch westlich sei“, erzählt Schäfer.

Bei ihrem kirchlichen Arbeitgeber beobachtet sie Strukturen informeller Kommunikations- und Entscheidungspolitik, die sie an DDR-Strukturen erinnern. In Gesprächen zum Thema Gleichberechtigung der Frauen bemerkt sie immer wieder, dass die Meinung vorherrscht, die Gleichberechtigung der Frau sei im Osten viel weiter vorangeschritten gewesen als im Westen. „Ich würde dieser These noch immer widersprechen. Mein Mann war 1999 der erste Pfarrer, der zur Betreuung unserer erstgeborenen Tochter Elternzeit in Anspruch genommen hat“, sagt Schäfer.

Auch nach 16 Jahren hat sie oft einen „Ostblues“, wenn sie aus Baden-Württemberg oder auch aus anderen Städten im Westen nach Sachsen zurückkommt.

„Das hat zum einen sicherlich damit zu tun, dass ich Heimweh habe. Wenn ich in der Stadt bin oder in der Straßenbahn sitze und ich in die Gesichter von Menschen blicke, fällt mir der ernste, traurige Gesichtsausdruck auf. Ich vermisse hier oft eine bestimmte Grundhaltung der Freundlichkeit, Offenheit oder auch Lebensfreude, die ich aus Baden-Württemberg kenne“, sagt die Pfarlerin.

Neue Generation kennt keine Ostalgie

Die junge Generation in Deutschland fühlt kaum die sogenannte Ostalgie.

„Ich glaube, Ostalgie gibt es bei jungen Leuten wenig, aber es ist wichtig, was du im Osten gemacht hast, was deine Eltern gemacht haben, man merkt die Unterschiede an Kleinigkeiten, schon allein welche Kinderlieder man kennt etc. Es ist so, als wenn wir in verschiedenen Ländern aufgewachsen wären“, sagt Britta Steffenhagen, Journalistin, 33 Jahre alt, Berlinerin aus Kreuzberg.

Ute aus Sachsen ist Ende 40, hat zwei erwachsene Töchter und ist evangelisch. Sie meint, dass Deutschland und seine Menschen noch einige Zeit brauchen werden, um wirklich eins zu werden. „Die junge Generation wächst sicher viel leichter in das deutsche Miteinander hinein. Der Bruder meiner Mutter ist bereits in den 50er Jahren abgehauen, weil er hier keine Perspektive für sich gesehen hat. Er kam auch immer gerne mit ‚Kind und Kegel‘ nach Sachsen, obwohl da ständig dieser bescheuerte Zwangsumtausch von DDR-Mark war und der Formulkrieg vor der Einreise. Dass solche Familien mit Westverwandtschaft

scharf beobachtet wurden, habe ich erst ziemlich spät erfahren. Und zum anderen bin ich der Meinung, dass eine gesunde Neugier auf den anderen deutschen Landesteil beiderseits nicht schaden kann. Wir für unseren Teil haben schon viele westdeutsche Gebiete erkundet und dort auch immer nette Menschen kennengelernt“, sagt Ute.

Ost-West erleben

„Als die Wende 1989 kam, hatte ich gerade eine fünfjährige Zeit als Assistent an der Uni in Halle begonnen und war wie viele andere damals euphorisch, als sich die Ostzone auflöste und zerbröselte und die Türen gen Westen aufgingen. Plötzlich reisen, Besuche machen, alle Bücher kaufen können (bezahlte damals die Uni!), Computer, Zeitschriften, Musik-CDs, neue Kontakte - es war der Wahnsinn!“, begeistert sich R. Weidhas; geboren 1958 in Ostdeutschland. Nach seiner Meinung sind die „wichtigsten Mauern“ 1989 verschwunden. „Das hat damit zu tun, dass ich auch nicht danach gesucht habe und nicht so besonders viel Aufmerksamkeit darauf richte.“

Susanne Reister, geboren 1958 in Eutingen bei Pforzheim (Baden Württemberg), aufgewachsen in Paderborn, Studium in Bochum (Nordrhein-Westfalen), Lehrerin, lebt seit 1995 in Sachsen. Sie kommt aus einer badischen Familie, die keinerlei Kontakte nach Ostdeutschland hatte.

Als die Mauer fiel, war sie gerade Mutter einer halbjährigen Tochter und interessierte sich kaum für Politik. Die Einheit bekam für sie erst 1993 Bedeutung. Nachdem sie ihr Referendariat beendet hatte, bekam sie als staatliche Religionslehrerin eine Stelle in Sachsen. „Ich bin mit einer Mauer im Kopf gekommen. Die hieß, die Menschen hier haben wenig Erfahrung mit Demokratie und sind nicht ideologiekritisch geschult. Ansonsten war ich neugierig“, erinnert sich Reister.

Im Kollegium sei sie überwiegend gut aufgenommen worden. Sie engagierte sich auch im Chor ihrer Kirchengemeinde. Es entstanden viele Freundschaften. „Heute, nach 16 Jahren, fühle ich mich integriert, soweit das als Zugezogene möglich ist. Auch wenn ich kein Sächsisch sprechen kann, habe ich hier tiefgehende Beziehungen gefunden und Menschen, die so ähnlich ticken wie ich, sei es politisch oder im Glauben. Ein zweites eindruckliches Erlebnis war, als zu meinem 50. Geburtstag meine Gäste aus Ost und West zwanglos miteinander ins Gespräch kamen und gemeinsam gesungen haben, weil sie aus demselben Liedgut schöpfen konnten“, erzählt Reister.

Wenn sie heute vom „Westurlaub“ nach Hause kommt, kann sie sagen, die Sachsen sind anders als die Westfalen. Sie bemerkt aber, dass die Menschen eines gemeinsam haben: Sie bauen so gut sie können an ihrem Leben.

Ob die Welt in einer Epoche der Globalisierung endet, ist schwer zu sagen. Wir

sind allerdings nicht mehr ein Volk, sondern auch eine Welt. Solange Grenzen in unseren Köpfen existieren, wird es nicht so einfach gehen. Wer weiß, vielleicht schafft es die nächste Generation in einer „weltweiten Welt“ zu wohnen.



Alexandra Poblinskowa wurde 1988 in Irkutsk geboren. Sie hat 2010 an der Irkutsker Staatlichen Universität ihren Abschluss an der Fakultät für Philologie und Journalistik gemacht. Seit acht Jahren ist sie beruflich tätig. Sie hat einige Jahre als freie Journalistin gearbeitet, davon zwei Jahre beim Irkutsker Fernsehen. Momentan arbeitet sie bei der Zeitung Oblastnaja, die von der Regierung des Irkutsker Gebiets herausgegeben wird. Nebenbei arbeitet sie beim Irkutsker Internetfernsehen. Ihr Hauptthema ist das Leben der Jugendlichen. Zudem hat sie ein Blog, auf dem sie regelmäßig von ihrem Job, ihren Reisen und ihrem Alltag berichtet. Alexandra interessiert sich für Sozialwissenschaften, Medien, PR und Subkulturen.

Nachbarn aus zwei Staaten

Elke Kielberg und Harry Kirschnick wuchsen beide in der Bernauer Straße auf: Sie in der Bundesrepublik, er in der DDR

ALEXANDER WERWEKIN

Zwischen Elke Kielberg (62), Mitarbeiterin der Kapelle der Versöhnung in der Bernauer Straße, und Reinigungskraft Harry Kirschnick (59) besteht eine besondere Verbindung. Zu Zeiten der Berliner Mauer wohnten sie in derselben Straße, aber in verschiedenen Staaten. Die Mauer führte durch die Bernauer Straße und trennte Berlin in West und Ost. Elke wohnte in der Bundesrepublik, Harry in der DDR. 2011 gedachten Deutschland und seine Hauptstadt des 50. Jahrestags des Mauerbaus. Vieles erinnert heute noch an jene Epoche und lockt Touristen an.

„Hauptstadt des Kalten Krieges“

Der Historiker und Autor mehrerer Bücher über die Geschichte Deutschlands Daniel Koerfer, Honorarprofessor am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin, hat im Rahmen einer seiner Vorlesungen Berlin die „Hauptstadt des Kalten Krieges“ zwischen dem Westen und der UdSSR genannt. Der Interessenskampf zwischen der Sowjetunion auf der einen Seite sowie der USA, Großbritannien, Frankreich und ihren Verbündeten auf der anderen Seite spitzte sich hier besonders zu. Die Berliner traf dies am stärksten, als am 13. August 1961 die Berliner Mauer gebaut wurde.

Die Bewohner der deutschen Hauptstadt erzählen, dass die Mauer die Lebensweise der Berliner radikal verändert habe. Die Kinder aus Ostberlin, die Schulen in Westberlin besuchten, mussten andere Schulen suchen und die Erwachsenen neue Arbeitsplätze. Die Mauer lähmte das Stadtverkehrsnetz. Viele U- und S-

Bahnlinien fingen in der DDR an und endeten in der Bundesrepublik. Das führte zur Schließung vieler Haltestellen, Stationen und Bahnhöfe. Sie wurden verwüstet und waren Geisterstationen ähnlich. Manchmal gelang es einigen Mutigen, durch die Tunnel aus Ostberlin nach Westberlin zu laufen. Aber es war nicht einfach, denn neben der Mauer standen bewaffnete Grenzschutzbeamte. An der U-Bahnstation Nordbahnhof fand vor kurzem eine Fotoausstellung statt, die dieser Seite der Geschichte des öffentlichen Nahverkehrs gewidmet war. Ein Ausgang aus dieser Station führt geradewegs in die Bernauer Straße, wo einige Meter der Berliner Mauer übrig blieben. In diesem Teil der Stadt wurden einmal in kürzester Zeit drei U-Bahnstationen geschlossen: Schwarzkopffstraße, Nordbahnhof und Bernauer Straße.

Wenn man am Nordbahnhof aussteigt, kann man auf der rechten Seite der Straße die weißgraue, teilweise mit bunten Graffiti bemalte Betonmauer sehen, die mehr als drei Meter hoch ist. Eine Linie mit der Aufschrift „Berliner Mauer 1961-1989“ markiert stellenweise den Verlauf des Bauwerks. Man kann dies an verschiedenen Orten Berlins sehen, darunter neben dem Brandenburger Tor und auf dem Potsdamer Platz. Die touristischen Reiseführer schlagen einige Radtouren entlang der ehemaligen Berliner Mauer vor.

31 Besuchstage pro Jahr

An der Bernauer Straße befindet sich die evangelische Kapelle der Versöhnung, wo jeden Tag Gottesdienste zum Gedächtnis an die Opfer der Berliner Mauer stattfinden. Einige Gemeindemitglieder sind immer hier, sogar an regnerischen Tagen. An einem solchen trüben Sonnabend kam ich hierher, um Menschen zu finden, die an dieser Straße wohnten, als die Mauer stand, und jetzt noch hier wohnen.

Elke Kielberg empfängt Besucher in der Kapelle. Sie arbeitet hier seit 2002. Sie wohnte in Westberlin, 50 Meter von der Mauer entfernt. Als an der ganzen Bernauer Straße die Mauer gebaut wurde, war Elke zwölf Jahre alt. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite, zehn Minuten entfernt, wohnten ihre Kusine und ihre Tante. Am 13. August 1961 wurde die Familie getrennt. „Die Mauer stand auf einem Bürgersteig, und die Häuser des Ostsektors waren neben ihr, weshalb einige Leute auf jener Seite aus den Fernstern zu springen versuchten. Das war schrecklich. Die Todesfälle passierten auch, weil es zu hoch war, um rüberzuspringen. Außerdem machte man das in Panik“, erzählt Elke Kielberg. „In unserer Kapelle erinnern wir an Kinder und Erwachsene, die an der ehemaligen Berliner Mauer getötet wurden - die nachwachsende Generation muss davon wissen.“

Die ersten zwei Jahre durfte die Familie von Elke Kielberg mit den Verwandten, die in Ostberlin wohnten, keinen Kontakt haben. Aber 1963 gestattete man ihnen, sie einige Mal pro Jahr zu besuchen. Das war zu den großen Festen: Weihnachten, Ostern, Pfings-



„Wessi“ Elke Kielberg...

ten und andere. 1972 wurde das Durchlassregime noch „weicher“- man konnte für 31 Tage pro Jahr kommen. Im ehemaligen Ostsektor der Bernauer Straße steht die Versöhnungskirche, die 1985 gesprengt, wurde. In den siebziger Jahren konnten Familie Kielberg sowie alle Bewohner Westberlins diese Kirche und andere Sehenswürdigkeiten des alten Berlins im Sektor der DDR besuchen. In derselben Zone war auch eine Schule, in die Elke früher gegangen war.

Jetzt muss man, glaube ich, nicht erklären, was Elke und ihre Familie fühlten, als sie einander lange nicht gesehen hatten und sich dann in Ostberlin trafen. Sie erwarteten solche Momente und legten großen Wert darauf. Ostberlin war der Ort, an dem Elke Kielberg geboren wurde, weil es auch Berlin war. Aber dieser Ort war nicht so freundlich wie früher. 2002 wurde Elke arbeitslos. Die Ironie des Schicksals wollte es, dass sie Arbeit in der Kapelle fand, die sich auf dem Territorium der ehemaligen DDR, aber ganz nah bei ihrem Haus befindet.

Nur einmal über die Mauer schauen



...und „Ossi“ Harry Kirschnick wuchsen beide in der Bernauer Straße auf.

Schon seit 59 Jahren wohnt Harry Kirschnick, der in Ostberlin geboren und aufgewachsen ist, zehn Minuten von dort entfernt, wo die Mauer stand. Ich traf ihn, als er gerade aus einer kleinen Bar kam und neben einem Haus Bier aus einer Flasche trank. Der Tag, als an der Bernauer Straße sowie im ganzen Berlin der Mauerbau begann, war ein Sonntag, und der neunjährige Harry ging mit den Eltern gemäß einer Familientradition zu der in Westberlin wohnenden Oma, um Kaffee zu trinken. Aber seither wurde dieser Brauch gestoppt. Der Junge verstand wenig von allem, was um ihn herum passierte, und wusste nicht, warum die Erwachsenen weinen. In der Folge

erkrankte seine Oma und wurde wegen dieser Erlebnisse bettlägerig.

Aber für Harry war immer interessant, was eigentlich dort, hinter der Mauer passierte. Wieso wurden plötzlich seine Heimatstadt und der Bezirk, in dem er mit anderen Jungen spazierenging, von dieser so hohen Mauer geteilt? Von wem? Wofür? Er wollte immer über die Mauer auf den „westlichen“ Teil der Bernauer Straße schauen. Später, als Erwachsener, durfte er das...

Die Wirtschaftswissenschaftler sagen, dass das Lebensniveau von Leuten, die in der DDR wohnten, noch immer niedriger ist als das der Westdeutschen. Z.B. ist die Rente der westdeutschen Männer im Schnitt 200 bis 300 Euro höher. Über den Arbeitslohn von Harry Kirschnick hörte ich nur: „Es könnte mehr sein.“ Harry arbeitet in einer privaten Firma als Reinigungskraft, er pflegt seine Oma und seinen Opa. Er ist verheiratet, aber hat keine Kinder. Er sagt, als ehemaliger DDR-Bürger habe er es schwer, eine gut bezahlte Arbeit zu finden. Nur dank der Ehefrau gelingt es den beiden, Geld für ein Auto zusammenzusparen und einen Garten neben dem Haus zu haben.

Berlin erinnert sich

Auf der östlichen Seite der Bernauer Straße wurden kürzlich neue Häuser gebaut. Überreste der Mauer, eine Eisengedenktafel und Holzkreuze als Denkmäler unter freiem Himmel werden vom Staat geschützt. Die Mauer, die Berlin und



Der Verlauf der Berliner Mauer ist stellenweise markiert.

seine Bewohner trennte, wurde 1989 abgerissen. Aber man pflegt in der Hauptstadt Deutschlands, das ein Jahr danach wiedervereinigt wurde, das Gedenken an die Menschen, die beim Versuch, die Mauer zu bezwingen, getötet wurden. Im Historischen Museum Berlin wurden die Werke der Fotografen Thomas Höpker und Daniel Biskup ausgestellt, die die Berliner Mauer und vieles aus dem Leben der Menschen dieses Landes festhalten. Unweit vom Potsdamer Platz werden mit bunten Farben bemalte Fragmente der Mauer ausgestellt. Hier steht auch ein „Grenzpunkt“, wo man für zwei Euro die echten Stempel der ehemaligen Grenzpunkte von Großbritannien, den USA, Frankreich, der DDR und der Bundesrepublik Deutschland (die letzten zwei sogar auf Deutsch und Russisch) auf ein Souvenirblatt bekommt.

Alexander Werwekin (26) arbeitet bei der regionalen Tageszeitung „Zvezda Priirtyschja“ in Pawlodar (Kasachstan) und ist Autor der Deutschen Allgemeinen Zeitung in Almaty. Er beendete 2007 sein Journalistikstudium an der Staatlichen Torajgyrow-Universität Pawlodar. Seine Diplomarbeit schrieb er über Tendenzen im Wissenschaftsjournalismus am Beispiel des deutschen Magazins „Geo“. Derzeit arbeitet er an einem Buch über Menschen mit Behinderungen im Pawlodarer Gebiet. Alexander ist Leiter des Laboratoriums für Journalistik bei „Wiedergeburt“, der Regionalgesellschaft der Deutschen in Pawlodar, und Vorsitzender der literarischen Wassiljew-Vereinigung Pawlodar. Er ist Mitglied des kasachischen Journalistenvereins. Sein Praktikum machte er bei der taz.



Kontakt:

ijk@zedat.fu-berlin.de
Dr. Edith Spielhagen, Geschäftsführerin

Impressum:

Internationales Journalisten-Kolleg der
Freien Universität Berlin
Otto-von-Simson-Straße 3
14195 Berlin
www.fu-berlin.de/ijk
Oktober 2011

Alle journalistischen Beiträge spiegeln die Meinungen der Verfasser,
nicht eine Stellungnahme des Internationalen Journalisten-Kollegs wider.

Redaktion: Bianca Schröder

Gestaltung: Marcus-Andreas Mohr